

VORELTERN

Mein Vater starb mit 84. Diese Nachricht erschütterte seine jüngere Schwester Jelka, bestürzt rief sie aus: „Jetzt ist Schluss mit meinem monatlichen Scheck!“

Meine Tante Jelka, die Jüngste von drei Geschwistern, war von Natur aus zart und immer etwas kränklich, und jetzt, bald achtzig, wunderte sie sich selbst über ihr hohes Alter. In ihrem Schlafzimmer hatte sie auf dem Toilettentisch einige Fotografien aufgestellt, ihre kleine Bildergalerie: die beiden Enkelinnen, ihr Sohn Eric, den Arm um die Schulter der Mutter gelegt, und ihr Bruder Ernst, alle Aufnahmen neueren Datums und in Farbe.

Aber andere Bilder, die alten, braun getönten, berührten mehr ihr Gemüt: die Eltern als Brautleute, die Mutter in geschnürtem Kleid mit Bausch-Ärmeln, eine Hand in die Hüfte gestützt, lächelnd mit geschlossenen Lippen, wie es sich so gehörte, die Augen auf den Betrachter gerichtet; der Vater im Gehrock und mit Seidenkrawatte, seine nachdenklichen Augen blicken in die Zukunft, könnte man meinen.

Schließlich ein Bild der drei Geschwister zwischen Kindesalter und erster Blüte, sechshändig Klavier spielend: mein Vater Ernst, in der Mitte Draga, die Älteste, und im Hintergrund Jelka, die Jüngste.

Die Jüngste! Oft saß sie jetzt am Toilettentisch, schaute in den Spiegel und dann wieder auf das Bild. „Jelkitza, Jelkitza“, entrang es sich ihr dann manchmal, „was ist aus dir geworden, wo ist deine Anmut geblieben? Warst du wirklich einmal jung, oder war alles nur ein Traum?“

In São Paulo wohnte die alte Dame in einem Apartment, nur wenige Straßen bergab von der Wohnung ihres verheirateten Sohnes Eric. Der anfangs erwähnte Scheck

meines Vaters spielte eigentlich keine so wichtige Rolle mehr. Sie hätte auch ohne diese Zuwendung bequem leben können, ihr Sohn verdiente gut. Doch war dieser, seit Jahren regelmäßig eintreffende Monatscheck von psychologischer Bedeutung. Er gab ihr eine Illusion materieller Unabhängigkeit.

Unabhängigkeit, ob nun materiell oder geistig, das war, was Jelka Sendrowicz, geborene Goldstein, nie in ihrem Leben gekannt, geschweige denn zu erkämpfen versucht hat. Sie war eben die Jüngste, so delikate, fragil und naiv, und alle fühlten sich geradezu herausgefordert, sich um sie zu kümmern: die Eltern, die Geschwister und später auch Mann und Sohn.

Johanna und Adolf Goldstein, die Eltern der drei Geschwister, heirateten in Naschitz, einem winzigen Nest in Slawonien, damals Teil der k.u.k. Monarchie. Das 19. Jahrhundert neigte sich dem Ende zu.

Der überlieferte Ursprung der Familie endet bei einem Urahn Samuel. Er kam aus Galizien in der heutigen Karpaten-Ukraine, wahrscheinlich vor der Zeit, als mit Inkrafttreten der neuen österreichisch-ungarischen Verfassung 1867 die Emanzipation der Juden möglich wurde.

Im galizischen Shtetl hatte sich herumgesprochen, Slawonien sei ein reiches Land, wo man es zu etwas bringen könne, und – was besonders ins Gewicht gefallen sein mag – dass es dort keine Pogrome gebe. So machte sich manch unternehmungslustiger Jude auf den Weg, unter ihnen auch Samuel Goldstein. Er packte seinen Sack mit bunten Tüchern, Bändern, Kämmen, Scheren und anderem Kram für Hausfrauen, dazu verschiedenes Werkzeug, ein paar Flaschen Wodka und was er sonst noch an Verkäuflichem mitnehmen konnte; dann verabschiedete er sich von Frau und Söhnlein Ignaz: Sie sollten nachkommen, sobald er sich eine Existenz geschaffen habe.

Zu Fuß wanderte er gen Westen. Hie und da nahm ihn ein Fuhrmann auf seinem Leiterwagen mit bis zum nächsten Dorf. Unterwegs verkaufte Samuel manches von seinen Waren oder machte Tauschgeschäfte. Gelegentlich reparierte er Türen, Schlösser, Töpfe und Pfannen.

Wo immer er sich aufhielt, suchte der Mann aus Galizien den Tempel oder die Bet-Stube auf, nicht nur des Gottesdienstes wegen, sondern auch um bei seinen Glaubensgenossen Informationen zu sammeln. Ja, in Slawonien, hieß es, da sei es gut für unsereinen. Mit Jiddisch aber, lauteten die Ratschläge, kommst du nicht weit, die Leute verstehen es nicht, da mußt du dich bemühen, Deutsch für die Herren und Kroatisch für die Bauern zu lernen.

Nur wenige Juden lebten in den slawonischen Gemeinden, und als Samuel in die Bet-Stube von Naschitz eintrat, empfing man den jungen Mann mit Wohlwollen. Es fehlte an kräftigen Armen; Arbeit und Dach waren schnell gefunden. Seine erste Anstellung trat er bei einer jüdischen Familie in ihrer Schenke an: ein weiß getünchtes ebenerdiges Haus mit ewig schmutziger Außenwand, auf die, je nach Jahreszeit, vorbeifahrende Pferdefuhrwerke entweder Staub oder aufgeweichte Erde schleuderten. Im Hof der Schenke konnten die Kaufleute ihre Waren abladen, Weinfässer, Mehlsäcke, Zuckerhüte, Speck, Branntwein, Zwiebeln und was eine Wirtschaft sonst noch benötigte. An den Hof grenzte ein Pferdestall, in dem manchmal auch die Fuhrleute übernachteten. Hier schlief jetzt Samuel nach vollbrachter Arbeit.

Die Besitzerfamilie selbst teilte sich zwei Kammern, in einer schliefen die Eltern, die Kinder in der anderen. In der Wirtsstube standen nur wenige, aus rohem Holz gezimmerte Tische und Stühle. Neben der Theke führte eine Treppe in den Keller, und durch eine Außentür

konnten die Gäste in den Hof zum Abort gelangen, ein Holzhäuschen mit Bank und Loch, wie es sie oft noch heute in jenen Gegenden gibt.

Drei Generationen später plumpste ein dreijähriger Urenkel Samuels in so eine Öffnung. Als hätte ihn die Erde verschlungen. Zum Glück hatte das Kind an langer Schnur ein Spielzeug hinter sich hergezogen. Anhand dieses Ariadnefadens fanden die verzweifelten Eltern die Spur und konnten den Verschwundenen aus dem Dreck herausziehen. Noch Jahre danach erzählte man diese Geschichte immer wieder, besonders wenn Robert, schon ein junger Mann, mit neuen Familienmitgliedern bekannt gemacht wurde. Manche konnten die Episode nie vergessen, und so oft sie Robert sahen, bildeten sie sich ein, an ihm den Geruch jenes Unfalls zu wittern.

Kehren wir zu Samuel zurück. Schnell lebte er sich in Naschitz ein. Aus seinem Kaftan wurde eine kurze Jacke, die Schläfenlocken verschwanden unter der Schere der ältesten Wirtstochter, die jiddische Sprache verwandelte sich in ein gutturales Deutsch und sein Polnisch in die tägliche Umgangssprache Kroatisch. Samuel schuftete, half beim Ausschank, lud Waren ab, hackte Holz, gab den Pferden Futter, besserte das Dach aus – kurz, er war überall zur Hand. Und so ergab sich denn auch nach kaum einem halben Jahr, dass er heiratete, oder, besser gesagt, sich eine Frau nahm. Ob ein Rabbiner dazu seinen Segen spendete, wer weiß?

Nach mosaischem Gesetz jedenfalls durften – als es noch keine staatlichen Eheschließungen gab – Juden mehrere Frauen haben, damals auch nichts Aufsehen-erregendes. Jene Frau, die Samuel in Galizien mit dem gemeinsamen Kind zurückgelassen hatte, hörte nach einiger Zeit, ihr Mann habe in Slawonien Fuß gefasst und lebe in Naschitz. Sie packte ein, was sie mitnehmen



Meine Tante Jelka

konnte, verkaufte den Rest, nahm ihren Sohn Ignaz, setzte sich auf eine Pferdekarre und erschien eines Tages in Naschitz.

Die Freude des Wiedersehens war keineswegs getrübt durch die Anwesenheit einer zweiten Frau. Es ist überliefert, dass alle drei in Eintracht und Frieden lebten und noch mehrere kleine Goldsteins in die Welt setzten. Ihr erstes in Naschitz geborenes Kind wurde sogar, in Ermangelung einer formierten jüdischen Gemeinde, vom katholischen Pfarrer mit folgenden Worten in das Kirchenbuch eingetragen: „Heute wurde unserem jüdischen Mitbürger Samuel Goldstein ein Knabe geboren.“

Von Ignaz, der mit seiner Mutter aus Galizien nach Naschitz auswanderte, stammt die väterliche Linie meiner Familie ab. Er heiratete zweimal und hatte eine Menge Kinder. Seine ältesten Söhne waren Adolf, mein Großvater, und Viktor. Bei Viktors Geburt starb Ignazens Frau. Mit der zweiten hatte Ignaz weitere sieben Kinder, sechs davon Töchter. Zwei von ihnen machten sich in einem Beruf selbständig, nicht alltäglich für jene Zeit, Ende des 19. Jahrhunderts. Adele wurde Fotografin. Auf dem oben erwähnten Toilettentisch stand auch das Foto der lesenden sechsjährigen Jelka neben einem großen Reifen, aufgenommen von Tante Adele.

Ana, die andere Tochter, wurde Lehrerin. Das bedeutendste Ereignis ihres Lebens war die Audienz bei Kaiser Franz Josef I. Ihr, der kleinen Dorfschullehrerin, war, wie sie glaubte, ein berufliches Unrecht geschehen, dessen Natur ich nicht kenne. Sie hatte sich bei allen zuständigen Behörden beschwert, erreichte nichts, folgte dann dem Rat, eine Audienz beim Kaiser zu erbitten.

Monate vergingen, bevor eine Antwort eintraf und sie zu einer Audienz in Wien aufforderte. Eine Woche hatte sie in der Hauptstadt zu warten, dann erst empfing man

sie in einer Kanzlei der Hofburg. Hier wurde ihr vorge-schrieben, welche Toilette, Schuhe, Hut, Handschuhe sie zu tragen habe. Beim Zeremonienmeister übte sie Benehmen, Gang und Knicks, bis sie anstandslos vor dem Anlitz seiner kaiserlichen und königlichen Majestät erscheinen können würde.

Ehrfurchtsvoll betrat die kleine Lehrerin die goldenen Säle, geführt von einem livrierten Diener. Dann stand sie plötzlich vor einem alten Herrn, dessen Backenbart sie von Hunderten von Bildern kannte. Ana machte ihren eingelernten Knicks, brachte schüchtern ihr Anliegen vor und überreichte dem Kaiser die hellblau zusammenge-bundene Petition-Rolle. Seine Majestät gab dem Fräulein aus der Provinz einen freundlichen Klaps auf die Schulter, nannte sie „mein Kind“ und versprach, persönlich einzugreifen. Ana wiederholte den Hofknicks und schritt rück-wärts, wie man es ihr beigebracht hatte, in gebeugter Haltung ihren weiten Rock gerafft haltend, zur Tür hinaus. Das Resultat traf nie ein, sei es wegen der kaiserlich-königlichen Schlamperei oder wegen des bald darauf ausbrechenden Weltkrieges. Was aus jener damals der jungen Lehrerin so wichtigen Angelegenheit wurde, weiß keine Überlieferung zu berichten.

Ihr Halbbruder, mein Großvater Adolf Goldstein, war jung aus dem Elternhaus in die Lehre gegangen. Die in jenen Zeiten normale Laufbahn für einen jungen Mann ohne besondere Talente oder Ausbildung: zuerst Lehrling in einem Laden, dann Verkäufer, später vielleicht sogar Geschäftsführer. Dann, mit gesammelten Ersparnissen und Erfahrungen, wagte es Adolf, ein eigenes Geschäft zu eröffnen.

Adolf besuchte beruflich benachbarte Städte und Dör-fer, wobei er sich besonders oft in Podgorac aufhielt, der „Manierstadt“, so genannt der guten Benehme-Manieren

seiner Einwohner wegen. Dort verliebte er sich in die blonde Johanna Fuchs, ihre Mutter war gestorben, als die Tochter dreizehn war. Der Vater, Gastwirt von Beruf, verheiratete sich wieder. Das junge Mädchen mochte die Stiefmutter nicht und wollte so schnell wie möglich aus dem Elternhaus fort, was ihr nur durch Heirat möglich schien. So ergriff sie die Gelegenheit, die Stiefmutter loszuwerden. Adolf bekam seine Johanna, und es wurde eine gute Ehe.

Hannerl, wie ihr Mann sie nannte, war fast immer guter Laune, nur manchmal von plötzlichen Zornausbrüchen unterbrochen, die, wie sommerliche Gewitter, ebenso schnell aufhörten. Danach blickten ihre gutmütigen blauen Augen wieder lustig in die Welt, und sagte man ihr: Du warst vorhin so wütend, fragte sie in ungekünstelter Unschuld: Wer, ich?

Johanna machte ihrem Mann alles zu Willen, ob er aber ein treuer Ehemann war, bezweifle ich, denn sie warf ihm, wenn auch lachend, selbst vor den schon erwachsenen Kindern manchmal vor: Ja, im langen dunklen Gang unseres Ladens, da hast du mit manch schöner Bäuerin geschmust.

Aber ihre Töchter hörten den Vater auch, als das Elternpaar von einem Ball heimkehrte und sich nebenan im ehelichen Schlafzimmer auszog, zu seiner damals nicht mehr jungen Frau sagen: Hannerl, du warst heute wieder die Schönste. Die beiden Töchter schauten sich an, und die eine sprach aus, was die andere dachte: Werden unsere Männer auch so etwas zu uns sagen, wenn wir alt sind?

Johanna half ihrem Mann im Geschäft, sie saß an der Kasse. Es war einer jener typischen Läden, die man in slawonischen Dörfern oder kleineren Städten findet. Da gab es alles: Nägel und Drähte, Sägen und alle denkbaren Werkzeuge, Kochtöpfe, Wasserhähne, Sperrplatten,



Adolf und Johanna

Eisenöfen. Adolf war ein tüchtiger Kaufmann und seine Pedanterie kam dem Geschäft zugute, er legte großes Gewicht auf Ordnung, pünktliche Lieferungen, genaue Maße und vor allem auf beste Qualität. Von weit her kamen Bauern, um sich mit Sicheln und Sensen aus besten Stahl, nur bei Adolf Goldstein erhältlich, zu versorgen.

1897 kam Tochter Draga auf die Welt. Um die Jahrhundertwende wurde mein Vater Ernst geboren und Jelka, die Letzte, das „Auskratzerl“, erst fünf Jahre später. Jelka war kaum ein paar Monate alt, da übersiedelte die kleine Familie nach Esseg. Adolf hatte in den letzten Jahren gut verdient, die Geschäfte gingen aufwärts, und er wollte in die slawonische Hauptstadt ziehen. Dabei hatte er nicht nur den Gedanken der besseren geschäftlichen Bedingungen vor Augen, er wünschte auch, seinen Kindern eine höhere Schulbildung zu ermöglichen.